Jayden freute sich auf die Schule. Nach nicht einmal drei Monaten war sie für ihn vorbei

Wie ein Kind mit Down-Syndrom an einer Münchner Grundschule scheiterte – und vielleicht auch die Grundschule an ihm.

Von Kathrin Aldenhoff, Süddeutsche Zeitung, 13.06.2026

In den Tagen vor seinem ersten Schultag guckte Jayden morgens oft in seinen Ranzen, packte die Stifte ein und aus. Wenn er mit seinen Eltern an der Grundschule vorbeiging, sagte er „Schule“. Er freute sich.

Seine Mutter ahnte, dass es schwierig werden könnte mit ihrem Sohn und der Schule. Mit Jayden, sechs Jahre alt, kurze rot-blonde Haare, türkisfarbene Brille, ihrem geliebten Jungen, der undeutlicher spricht und kleinere Hände und kürzere Finger hat als andere Kinder. Jayden, der gerne Fußball spielt und mit seinem Papa kocht. Und der mit dem Down-Syndrom geboren wurde.

Dass alles ganz anders kommen würde, das konnte seine Mutter Vivian Loth am ersten Schultag allerdings noch nicht wissen. „Ich wollte, dass der Tag perfekt wird“, sagt sie.

Es fing ja auch gut an.

Der erste Schultag, acht Uhr morgens in der Zweizimmerwohnung von Familie Loth im Münchner Glockenbachviertel. Die Mutter hat bei einer Konditormeisterin Mürbeteigkekse in Schultüten-Form bestellt, ein Ankylosaurus-Lego-Set in Geschenkpapier gewickelt, weil Jayden Dinos so liebt.

Zur Schule sind es nur 500 Meter, Jayden trägt ein kurzärmeliges weißes Hemd und eine schwarze Hose. Als er stolpert und hinfällt, nimmt der Vater des Nachbarjungen ihn auf die Schultern. Dann läuft Jayden mit Schulranzen auf dem Rücken durchs Schultor, hinein ins neue Leben, das verheißungsvoll vor ihm und all den anderen Erstklässlern liegt.

Am 16. September 2025, einem Dienstagmorgen, beginnt in Bayern nach sechs Wochen Sommerferien der Unterricht und für 132 000 Erstklässler eine neue Zeit. Die Sonne scheint und Vivian Loth hat schlecht geschlafen. „Oh Gott, ich hoffe, das wird gut“, murmelt sie, als sie ihren Sohn filmt, wie er über den Pausenhof läuft. Sie wischt sich die Tränen aus dem Gesicht und versucht zu lächeln. „Schön, dass ihr heute hier seid und nicht anderswo“, singen die älteren Grundschulkinder zur Begrüßung.

Nur zwei Stunden später hat Jaydens Mutter das Gefühl: Vielleicht wäre anderswo doch besser?

Ein Kind mit einer geistigen Behinderung an einer ganz gewöhnlichen Grundschule ist in Deutschland noch immer die Ausnahme, nicht die Regel. Dabei sieht es genau so die Behindertenrechtskonvention der UN vor, die Deutschland vor 17 Jahren ratifiziert hat. In leichter Sprache liest sich das so: „Behinderte und nicht behinderte Kinder sollen zusammen in eine Schule gehen. Keine Schule darf sagen, dass ein Kind wegen einer Behinderung nicht dort lernen darf.“

Deshalb steht Jayden heute auf dem Pausenhof einer Grundschule in der Münchner Innenstadt.

Diese Geschichte erzählt von seinem ersten Schuljahr und davon, wie schwierig es sein kann, mittendrin zu sein, wenn man nicht so ist wie die meisten. Sie erzählt auch davon, was passieren kann, wenn zum ersten Mal ein Kind wie Jayden mit im Klassenzimmer sitzt – und die Schule darauf nicht vorbereitet ist. Jaydens Geschichte

spielt in München, wäre so aber auch an einer anderen Grundschule, in einer anderen Stadt, einem anderen Bundesland möglich.

Sie erzählt von einem Kind mit Down-Syndrom, das nach nicht einmal drei Monaten an einer Grundschule scheitert – und vielleicht auch die Grundschule an ihm. 17 Jahre, nachdem Deutschland sich zu einem inklusiven Schulsystem verpflichtet hat.

Die Tradition war bislang eine ganz andere: Vor mehr als 100 Jahren wurden in Deutschland die ersten Hilfsschulen gegründet, auch Sonderschulen genannt. Mit Ausnahme einiger Reformschulen, die inklusiv arbeiteten, gingen Kinder mit Behinderung entweder gar nicht zur Schule oder in diese Förderschulen. So lief das mehr als ein Jahrhundert lang. Es war das Gegenteil eines inklusiven Schulsystems.

Weil Bildung in Deutschland Ländersache ist, sind die einzelnen Bundesländer auf ihrem Weg zur Inklusion unterschiedlich weit gekommen. Bremen und Hamburg gingen am entschlossensten voran, Berlin und Mecklenburg-Vorpommern stehen irgendwo in der Mitte. „Und Bayern“, so sagt es der Pädagogikprofessor und Bildungsforscher Markus Gebhardt von der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, „ist gar nicht erst losgelaufen.“

An diesem Septembermorgen, kurz nach 9 Uhr, laufen immerhin alle Erstklässler los. Jayden an den Händen seiner Schulbegleiterin und der Konrektorin, hinein ins Schulhaus. Die Eltern essen im Pausenhof Kuchen. Eine Mutter fragt, ob sie am nächsten Tag zusammen losgehen wollen. Vivian Loth nickt, sagt, dass sie gut vorbereitet seien, „wir haben eine Schulbegleiterin und eine Heilpädagogin“. Beide sollen Jayden unterstützen, die Schulbegleiterin jeden Tag, die Heilpädagogin einmal die Woche. Am Elternabend will sie das noch einmal allen Eltern sagen: Keiner soll die Sorge haben, dass sein eigenes Kind zu wenig gefördert wird, weil ihr Sohn mit Behinderung, so sagt sie das selbst, zu viel Aufmerksamkeit beansprucht.

Die Vermutung, die anderen Eltern könnten sich sorgen, ist durchaus berechtigt. Studien zeigten, dass die Vorbehalte der Eltern von Kindern ohne Behinderung hoch seien, sagt Martina Schmerr, Referentin für den Bereich Schule bei der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW). Es gibt aber auch Studien, die genau das Gegenteil belegen: dass nämlich selbst Eltern von Kindern ohne Behinderung

zufriedener mit der Schule ihrer Kinder sind, wenn diese inklusiv arbeitet, als wenn sie das nicht tut.

Warum das so ist? „An den Schulen, die behinderte Kinder schon seit vielen Jahren integrieren, ist ein besseres Klima“, sagt Schmerr. „Man weiß auch, dass Inklusion nicht die Leistungen beeinträchtigt, auch wenn das gerne erzählt wird.“ Die Eltern müssten einmal die Erfahrung machen, dass ihre Kinder davon profitieren, wenn alle gemeinsam aufwachsen und lernen.

Fast zwei Stunden dauert der Unterricht für die Erstklässler an diesem ersten Schultag. Um elf öffnet sich die Tür des Schulhauses, die Kinder der Klasse 1a betreten den Hof, stolze Mütter und Väter machen Fotos. Jaydens Eltern aber suchen ihren Sohn. Erst als alle längst woanders sind, verlässt Jayden als Letzter das Gebäude, mit seiner Schulbegleiterin. Ihre Aufgabe ist es, ihm Auszeiten zu ermöglichen. Die habe er auch gebraucht, sagt sie. Sie war mit ihm in der Turnhalle. Der erste gemeinsame Moment als Klasse, den viele Eltern auf einem Foto festgehalten haben – und Jayden ist nicht dabei.

Monate vorher, an einem Nachmittag im Mai, zu Hause bei Familie Loth. Auf dem niedrigen Couchtisch steht Kuchen, Vivian Loth hat ihn mitgebracht, sie leitet die Filiale einer Bäckerei. Der Vater hat seinen Sohn vom Kindergarten abgeholt, er ist Koch und arbeitet meist abends. Jayden und er sitzen am Boden zwischen Bällen und Dinosauriern, sie spielen mit Knete. Das Wohnzimmer ist auch Spielzimmer, im anderen Zimmer schläft die Familie.

Vivian Loth sitzt auf dem Sofa und sagt, dass sie lange überlegt hätten, welcher Weg der richtige für ihren Sohn sei.

Als Jayden am 11. November 2018 auf die Welt kam, sei sie „so glücklich“ gewesen. Am Tag darauf brach eine Welt für sie zusammen. Die Ärzte teilten Jaydens Eltern mit, sie vermuteten eine Trisomie 21, wegen des Abstands zwischen dem großen Zeh und dem zweiten und wegen der durchgezogenen Linie in der Handfläche. Ein Test bestätigte den Verdacht. „Ich hab Jayden von Anfang an geliebt“, sagt Vivian Loth einmal bei einem Treffen.

Aber auch: „Ich war sieben Wochen im Schock.“ Sie wusste ja nicht, was auf sie zukommt. Noch heute steigen ihr Tränen in die Augen, wenn sie von dieser Zeit spricht.

Während Jaydens Vater von Anfang an darüber sprechen konnte, erzählte sie anderen erst nach und nach, dass ihr Sohn Trisomie 21 hat, auch Down-Syndrom genannt. Dass bei ihm ein Chromosom – das mit der Nummer 21 – dreimal angelegt ist, nicht zweimal.

Wer das Down-Syndrom hat, gilt als geistig behindert. Etwa die Hälfte der Kinder kommt mit einem Herzfehler zur Welt, Jayden nicht. Wie viele Babys mit Down-Syndrom in Deutschland geboren werden, weiß keiner so genau, im weltweiten Durchschnitt ist es eines von 800 Kindern. In Deutschland leben Schätzungen zufolge 50000 Menschen damit.

Jayden lernte sitzen, laufen und fing an zu sprechen. Alles etwas später als andere Kinder. In der Kita war Jayden nicht das einzige Kind mit Down-Syndrom. Er hat gemalt und gepuzzelt, hat gelernt, den Tisch zu decken und zu spielen, sich zu entschuldigen, wenn er jemanden geärgert hat, und sich Hilfe zu holen. Er saß gerne auf dem Boden und schubste mit anderen Jungs Autos hin und her, je wilder, desto besser. Er lernte von den anderen und sie von ihm.

Im Kindergarten gab man Jaydens Mutter dann eine Liste, was Kinder am ersten Schultag idealerweise können sollen. Vivian Loth sitzt auf dem Sofa ihrer Wohnung und zählt auf:

Schuhe anziehen. „Geht mit Klettverschluss."

Mit einer Schere schneiden. „Wir arbeiten dran."

Den eigenen Namen schreiben. „Das werden wir nicht schaffen bis zur ersten Klasse."

Sie schaut auf ihren Sohn, der durchs Wohnzimmer tobt und sich, wenn sie nicht aufpasst, drei Becher Schoko-Vanille-Pudding aus dem Kühlschrank holt und einen nach dem anderen auslöffelt. Wenn Jayden etwas doof findet, zeigt er mit dem Daumen nach unten und sagt „bäh". Wenn er jemanden gern hat, umarmt er ihn.

„Wir wollen, dass er selbständig wird, dass er weiterkommt", sagt seine Mutter. „Wir wollen, dass er sichtbar ist." Was sie und ihr Partner für Jayden nicht wollten: eine

Förderschule, nur für Kinder mit einer geistigen Behinderung. Mit dieser Entscheidung sind sie in Bayern die Ausnahme.

Während in Bremen die Förderschulen größtenteils abgeschafft wurden und dort fast alle Kinder mit geistiger Behinderung gemeinsam mit allen anderen lernen, besuchen in Bayern 89 Prozent von ihnen eine Förderschule. In München sind es sogar 91 Prozent.

Mehr als 400 Förderschulen für Kinder mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen gibt es in Bayern, zum Beispiel für Kinder, die nicht oder nur wenig sehen oder hören. Andere haben Schwierigkeiten, ihre Gefühle zu steuern, oder tun sich beim Lernen schwerer als die meisten. Wieder andere haben eine geistige Behinderung. Einige können nicht sprechen, manche nicht laufen oder nur liegen.

„Inklusiver Unterricht ist Aufgabe aller Schulen." Dieser Satz steht seit 2011 – lange vor Jaydens Geburt und zwei Jahre, nachdem in Deutschland die Behindertenrechtskonvention in Kraft trat – im Bayerischen Gesetz über das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Und zwar weit oben. Das allein aber heißt nicht, dass die Inklusion auch politisch gewollt ist. Oder dass alle das Gleiche darunter verstehen.

Der Freistaat Bayern hat zum Beispiel eine sehr weite Interpretation des Begriffs, wie ein Sprecher des Kultusministeriums auf Nachfrage mitteilt: Die bayerischen Förderschulen seien Teil des inklusiven bayerischen Schulwesens. Für Bildungsforscher Markus Gebhardt hingegen sind die Förderschulen der Grund, warum es mit der Inklusion nicht vorangeht. „Wenn man Inklusion ernst nimmt, dann müssen mehr Sonderpädagogen an die Schulen", sagt Markus Gebhardt. „Das ist aber nur möglich, wenn man die Förderschulen abschafft und deren Ressourcen in der Inklusion landen."

Das allerdings würde einen Umbruch im Schulsystem bedeuten. Und Markus Gebhardt von der LMU erkennt fast überall in Deutschland eine „Angst vor Veränderung". Denn nicht nur Bayern, auch die meisten anderen Bundesländer halten am Förderschulsystem fest. Begründet wird das immer wieder auch mit dem Willen der

Eltern – tatsächlich sind die Anmeldezahlen an Münchens Förderschulen für Kinder mit einer geistigen Behinderung im Moment ungewöhnlich hoch. Warum?

„Viele Eltern bekommen von der Grundschule gesagt, an der Förderschule ginge es ihrem Kind viel besser“, sagt Anja Löhning. Die Förderschullehrerin leitet den Mobilen Sonderpädagogischen Dienst eines Münchner Förderzentrums und berät 60 bis 70 Münchner Grundschulen, wie sie Kinder mit einer geistigen Behinderung inklusiv unterrichten können.

Eltern bekämen dort immer wieder zu hören: Das mit der Inklusion könne man schon machen, aber ob es das Richtige sei? Und dass sie sich das gut überlegen sollen. Anja Löhning sagt den Eltern dann: „Man kann nicht sagen, wo sich das Kind besser entwickelt. Nicht immer geht es einem Kind an der Förderschule besser.“

Der Andrang jedenfalls ist groß, vergangenes Jahr im Sommer sah es sogar so aus, als ob es in München im kommenden Schuljahr zu wenige Förderschulplätze für Kinder mit einer geistigen Behinderung geben würde. Und so wurde den Eltern in München zum ersten Mal geraten, ihr Kind nicht nur an der Förderschule anzumelden, sondern auch an der regulären Grundschule. Damit es überhaupt zur Schule gehen kann.

Den Mangel an Schulplätzen bekamen auch Jaydens Eltern zu spüren. Von den beiden inklusiven Montessori-Schulen, an denen sie sich beworben hatten, bekamen sie Absagen. Ein Freund von Jayden, gleich alt und ebenfalls mit dem Down-Syndrom geboren, wurde wegen des Schulplatzmangels zurückgestellt, er wird ein Jahr später eingeschult werden. Jayden aber sollte unbedingt zur Schule gehen, fanden seine Eltern, deswegen meldeten sie ihn dann eben doch bei mehreren Förderschulen an – und bei dieser Grundschule um die Ecke, wie vom Schulamt empfohlen.

Im März, ein halbes Jahr vor dem ersten Schultag, gingen Jaydens Eltern mit ihrem Sohn dort zur Schuleinschreibung, sprachen mit der Rektorin. Vivian Loth sagt, sie fühlten sich willkommen, niemand habe komisch geguckt. „Wir hatten ein gutes Gespräch.“ Es habe geheißen, so erinnert sie sich heute, man werde es möglich machen, dass Jayden die Schule besuchen könne. Auch wenn in den vergangenen fünf Jahren kein Kind mit einem ähnlich hohen Förderbedarf diese Grundschule besucht habe. Auch wenn Schulleitung und Lehrkräfte nicht auf Erfahrungen zurückgreifen konnten, kein

Wissen aufgebaut hatten, wie das klappen kann mit dem gemeinsamen Lernen – es gab ja bislang schlicht keinen Anlass. Und so schwebte von Anfang an eine große Frage über diesem Schulstart: Kann das überhaupt funktionieren?

Trotz der Zusage der Grundschule, ihn aufzunehmen, stand Jayden immer noch auf Wartelisten für Förderschulen. Aber weil er wochenlang keine Zusage erhielt, war für seine Eltern im Sommer klar: Ihr Sohn wird die Grundschule besuchen.

Wobei Vivian Loth sich heute erinnert, dass man ihr im Juli bei einem zweiten Vorgespräch an der Regelschule gesagt habe, ihr Sohn werde an der Grundschule nicht die individuelle Förderung bekommen, die er verdiene, dafür habe die Lehrerin keine Zeit, etwa für Sprachförderung, Förderung der Grob- und Feinmotorik. Und wer wisse schon, wie die anderen Kinder auf Jayden reagieren würden?

„Es ist die Pflicht der Schulleitung, Eltern darüber zu informieren, was das Regelschulsystem leisten kann und was es nicht leisten kann, damit sich die Eltern die Beschulungssituation auch richtig vorstellen können und keine falschen Erwartungen aufgebaut werden“, teilt Bettina Betz auf Nachfrage mit, die Leiterin des Staatlichen Schulamtes, das auch für Jaydens Grundschule zuständig ist. „Faktisch ist es so, dass nicht jedes Grundschulkind regelmäßig und über mehrere Wochenstunden eine auf seine Person abgestimmte individuelle Förderung durch die Klassenlehrkraft (Eins-zu-Eins-Zuordnung) erhalten kann.“

Das gute Gefühl, das Jaydens Eltern anfangs hatten, ist nach dem zweiten Vorgespräch jedenfalls einem anderen Gedanken gewichen. Sie fragten sich, ob die Schule ihre Haltung womöglich wieder geändert habe. Vom Schulamt heißt es auf Nachfrage dazu: Die Grundschulen hätten im Juli erfahren, dass an den Münchner Förderschulen weitere Plätze geschaffen wurden. Es könne sein, „dass einige Schulleitungen ihre Erziehungsberechtigten darüber informierten“.

Jaydens Eltern möchten trotzdem, dass ihr Sohn die Grundschule besucht. Sie finden eine Schulbegleiterin, bezahlt vom Bezirk Oberbayern, eine Hilfskraft also, die ein Kind mit Beeinträchtigung im Unterricht unterstützt – das war die Bedingung von Anfang an. Jayden und die Lehrerin aus Kolumbien, die Deutsch spricht, verstehen sich auf Anhieb.

In deutschen Klassenzimmern sitzen immer mehr Schulbegleitungen. Allein in Bayern wurden nach Auskunft des Sozialministeriums im Jahr 2024 mehr als 678 Millionen Euro für Schulbegleitungen und andere Bildungsleistungen für Kinder mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung ausgegeben. Vor einigen Wochen wurde bekannt, dass die Bundesregierung sparen will: Statt individuellen Begleitern soll eine Person mehrere Kinder gleichzeitig in einer Klasse betreuen. An Bayerns Förderschulen wird das sogenannte Pooling seit ein paar Jahren getestet und vom Kultusministerium für gut befunden, heißt es auf Nachfrage.

Schulbegleiter brauchen keine pädagogische Ausbildung und keine Erfahrung, an Regel- wie an Förderschulen. Jeder, der möchte und eine Anstellung findet, kann als Schulbegleiter arbeiten. Und doch hängt im Moment so vieles von diesen Hilfskräften ab: Ob Kinder in ihrer Klasse zurechtkommen, ob sie überhaupt zur Schule gehen dürfen.

Zu Beginn der Sommerferien schickt die Grundschule einen Brief, Jayden werde in die Klasse 1a gehen. Die Familie freut sich, sie fährt in den Urlaub, nach Italien. Auf den Fotos: Jayden, wie er durch die Wellen springt, Jayden und sein Papa Fußball spielend am Strand, Jayden mit einem breiten Lächeln vor einer großen Pizza.

Nach dem Urlaub kaufen sie einen dunkelgrünen Schulranzen mit Dinos. Die Grundschule bietet an, Jayden könne sich einen Tag vor dem Schulstart schon einmal das Klassenzimmer ansehen. Auf seinem Tisch klebt an jenem Tag schon ein Foto von ihm, Ohrenschützer liegen bereit, falls es ihm zu laut wird zwischen den zwanzig Kindern. Es gibt ein Foto von diesem Tag, Jayden mit Ohrenschützern.

Die Schulleitung und Jaydens Eltern hatten vereinbart, dass Jayden in den ersten zwei Wochen nur für die ersten beiden Stunden in die Schule kommt – ein übliches Vorgehen bei Kindern mit besonderen Bedürfnissen. Vivian Loth hatte sich in ihrer Bäckereifiliale Urlaub genommen, damit sie ihn um 9.30 Uhr von der Schule abholen kann. Nach und nach sollte er länger bleiben.

Wenn Eltern ihr Kind vor dem Klassenzimmer verabschieden, dann strahlen viele Kinder und ihre Eltern weinen, manchmal ist es auch andersherum. Weil dieser erste Schultag so eindeutig der Beginn von etwas Neuem und mit einem Mal so

offensichtlich ist, wohin das führt: Es ist der erste Schritt des Kindes weg von den Eltern, in ein eigenes Leben. Freunde finden, später dann die erste Liebe, Schulabschluss, Ausbildung oder Studium, der erste Job, vielleicht eine eigene Familie.

Die Eltern von Jayden wissen nicht, ob ihr Sohn Freunde finden, einen Schulabschluss schaffen, einen Job haben wird. Ob er jemals wirklich unabhängig von ihnen sein wird.

Jayden selbst spricht zwar Wörter und Sätze, er kann deutlich machen, was er möchte und was nicht. Im Einzelnen erzählen, was er in der Schule erlebt hat, wie er seine Zeit dort empfunden hat, kann er nicht. Um nachzuvollziehen, wie es Jayden in der Schule ging, bleibt nur, mit seiner Schulbegleiterin und seinen Eltern zu sprechen und bei den Eltern anderer Kinder zu fragen, was die zu Hause erzählen.

Am ersten Schultag habe Jayden ein Kartenspiel auf den Boden geworfen, er sei unruhig gewesen, nach einer Stunde habe er rausgewollt aus dem Klassenzimmer. Am zweiten Tag sei es viel besser gelaufen, sagt Vivian Loth am Telefon. Im Morgenkreis erzählten die Kinder, was in ihrer Schultüte war. Auch Jayden. Weil keiner verstand, was er sagte, half seine Heilpädagogin, die an diesem Tag dabei war. Sie wusste ja, dass in der Schultüte ein Lego-Dino war.

Wie bemisst man den Erfolg von Inklusion? Wann ist sie gelungen? Wenn ein Kind mit Behinderung die Buchstaben genauso schnell lernt wie die anderen Kinder? Wenn es an der Grundschule so viel lernt, wie es auch an der Förderschule schaffen würde? Wenn ein Kind mit Behinderung dazugehört, Teil der Klassengemeinschaft ist? Oder wenn es so wenig stört wie möglich?

Wenn eine Grundschule Hilfe dabei braucht, ein Kind inklusiv zu unterrichten, kann sie sich an den Mobilen Sonderpädagogischen Dienst wenden, zum Beispiel an Förderschullehrerin Anja Löhning. Längst nicht alle melden sich bei ihr, aber wenn, dann gibt sie Lehrerinnen Tipps, zum Beispiel, den Tagesablauf mit Symbolen zu strukturieren oder neue Buchstaben zusammen mit einer Gebärde einzuführen. Sie sagt: Das Ziel sei nicht für alle Kinder, Lesen und Schreiben zu lernen. „Vielleicht ist das nächste Lernziel, Linien nachzuspüren und sich selbständig für den Sportunterricht

umzuziehen. Und das ist okay.“ Sie habe die Erfahrung gemacht, dass es Lehrerinnen und Lehrer an der Grundschule entlaste, das zu wissen.

Bildungsforscher Markus Gebhardt sagt, für ihn seien Inklusion und der Zugang zu Bildung für alle ein Menschenrecht. Und ein großes Problem sei aus seiner Sicht das bestehende System: „Grundschullehrer kümmern sich in der dritten und vierten Klasse vor allem darum, einen Teil der Kinder aufs Gymnasium vorzubereiten. Für alle anderen bleibt wenig Zeit. Das kann sich eine Gesellschaft mit immer weniger Kindern eigentlich gar nicht erlauben.“

Ein paar Tage nach Schulbeginn schickt Vivian Loth eine Sprachnachricht. „Hier geht es drunter und drüber. Jayden ist seit Dienstag zu Hause, weil seine Schulbegleitung krank ist. Bisschen doof.“

Ohne Schulbegleitung muss Jayden zu Hause bleiben. Die Schule will die Abmachung, nach der Jayden nur bis 9.30 Uhr in der Klasse bleiben soll, um weitere zwei Wochen verlängern – für einen „bewusst gewählten sanften Einstieg ohne Überforderung“, so begründet es das Staatliche Schulamt. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite fragt sich seine Mutter, wann er wohl länger bleiben wird, wie er in dieser kurzen Zeit etwas lernen und Teil der Klassengemeinschaft werden soll.

„Nach den ersten paar Tagen bin ich schon so richtig demotiviert.“

Ein paar Tage später klingt Vivian Loth fröhlich, wieder eine Sprachnachricht: „Jayden war ja heute mit einer Ersatzschulbegleitung in der Schule und die war echt super. Er war die ganzen zwei Stunden im Klassenzimmer, er ist nicht rausgegangen. Ich war so happy. Ich weiß, dass er das kann.“

Am nächsten Tag, zwei Wochen nach Schulbeginn, ist seine Schulbegleiterin wieder gesund und er schafft sogar eine halbe Stunde zusätzlich im Klassenzimmer. „Wir sind alle sehr stolz auf ihn“, sagt Vivian Loth. Manchmal braucht es einen Anfang.

Was gut klappt: die erste Schulstunde am Freitag, da haben sie Sport, das mag Jayden, das Rennen, das Ballspielen. Und er knetet gerne Buchstaben. Was bisher nicht so gut klappt: der Lehrerin zuhören und stillsitzen.

Für diese Geschichte wollte die SZ Jayden auch im Unterricht begleiten, um ihn mit seinen Mitschülerinnen und Mitschülern zu erleben und um zu verstehen, ob und wie das gemeinsame Lernen funktionieren kann. Die Schule wollte das in den ersten Wochen nicht, später vielleicht, hieß es. Die Sicht der Schule vertritt nach außen die Leiterin des Münchner Schulamtes, Bettina Betz, die alle Fragen schriftlich beantwortet hat.

Die Mutter eines Mitschülers erinnert sich, ihr Kind habe mal erzählt, dass Jayden sich unter den Tisch gesetzt habe. Die Mutter selbst beobachtete, wie Jayden bei einem Vortrag in der Aula der Schule unter den Stühlen herumkrabbelte. „Ich erinnere mich, dass die Lehrerinnen, die aufpassen sollten, nicht eingriffen. Sie ließen das die Schulbegleiterin machen. Das fand ich nicht gut. Wenn ein Kind mit Down-Syndrom an der Schule ist, dann muss man doch damit umgehen."

In der ersten Zeit sei Jayden „gerne zur Schule gegangen", erinnert sich Jaydens Schulbegleiterin ein paar Monate später am Telefon. „Er hat Interesse gezeigt."

Ein Nachmittag im Oktober, Jayden hat einen Termin bei seiner Heilpädagogin und seine Mutter Zeit, zu telefonieren. „Es läuft nicht", sagt Vivian Loth. Sie klingt traurig. Jaydens Vater und sie haben sich getrennt, bald will er ausziehen, und auch aus der Schule gibt es schlechte Nachrichten. Jayden will nicht beim Morgenkreis mitmachen, will überhaupt nicht mehr in die Schule. „Er sagt immer: kein Platz", sagt Vivian Loth.

Jayden spüre, wenn er nicht willkommen sei, das spiegele sich in seinem Verhalten, sagt sie. Und sie selbst fühle sich auch nicht willkommen.

Im Oktober sei es oft so gelaufen, da decken sich die Erzählungen von ihr und der Schulbegleiterin: Eine halbe Stunde blieb Jayden im Klassenzimmer, dann wollte er raus, seine Schulbegleitung ging mit ihm in die Schulbibliothek. Ob es geholfen hätte, wenn sie strenger mit ihm gewesen wäre? Vielleicht. „Ich dachte, ich kann doch nicht immer schimpfen!", sagt die Schulbegleiterin. „So eine Pädagogin bin ich nicht, so behandle ich kein Kind im Unterricht. Vor allem nicht in der ersten Klasse."

Sie sagt, Jayden sei einfach gestresst gewesen. „Er ist so ein tolles Kind, aber nach den ersten zwei Wochen wurde er aggressiv, auch mir gegenüber. Er hat sich nicht wohlgefühlt."

Das Schulamt sagt dazu: Die Lehrerin habe Bedenken gehabt, dass sie ihrer Aufsichtspflicht nicht gerecht werden könne. Sie habe sich große Sorgen gemacht, dass auf den Treppen im Schulhaus ein Unfall passiere. Jayden habe oft sehr schnell und für sie unberechenbar gehandelt.

Jayden hört nicht mehr auf seine Schulbegleiterin, das sagt sie selbst. „Er wollte gar nicht mehr mitmachen", erzählt sie bei dem Telefonat Monate später. Sein Kontakt zu den Kindern in der Klasse? Minimal, sagt sie. „Er wollte mit den anderen spielen, wollte ihre Aufmerksamkeit. Manche fanden ihn lustig. Aber sie hatten gar nicht viele Gelegenheiten, etwas zusammen zu machen."

Damals, im Oktober, macht Vivian Loth sich Sorgen. „Jayden braucht Zeit, um sich an die neue Umgebung zu gewöhnen, er braucht Geduld und Empathie. Er bleibt ein Außenseiter, wenn er nur zwei Stunden bleiben darf." Der Urlaub, den sie genommen hatte, um ihren Sohn jeden Tag um 9.30 Uhr abzuholen, ist längst vorbei. „Wir gehen beide arbeiten, wie stellen die sich das vor?", fragt Vivian Loth. Jayden wird abwechselnd von seiner Mutter und seinem Vater abgeholt, auch die Oma springt ein. In Notfällen hilft eine Babysitterin.

Also: Wann gelingt Inklusion?

„Eine gute Kommunikation der Eltern mit der Schule und umgekehrt trägt maßgeblich dazu bei", sagt die Leiterin des Staatlichen Schulamtes, Bettina Betz. Ganz generell gelinge Inklusion dann, wenn alle Kinder sich an einen vorgegebenen Ordnungsrahmen halten – sonst werde es für eine einzelne Lehrkraft schwierig, allen gerecht zu werden. Viel hänge von einer gut ausgebildeten Schulbegleitung ab. Mit den Eltern der anderen Kinder müsse offen kommuniziert werden, dass ein Kind eventuell mehr Zuwendung und Betreuung benötige als andere. Und es brauche aufgeschlossene, mutige Lehrkräfte.

Was sie auch sagt: In manchen Fällen reichten die Ressourcen nicht aus. Für Kinder mit einem höheren Förderbedarf wäre „eine zweite Kraft im Klassenzimmer"

sehr hilfreich. Nicht unbedingt eine Lehrkraft, sagt Betz, aber jemand, der ausgebildet ist, um Kinder mit besonderen Bedürfnissen zu unterstützen.

In Jaydens Fall, das ist schnell klar, gelingt die Inklusion nicht.

Mitte Oktober treffen sich Vivian Loth, die Lehrerin und die Schulleitung zu einem Gespräch, der Termin war seit Längerem vereinbart. Vivian Loth hört, dass Jayden bei vielen Sachen Nein sage. Dass er sich am Unterricht nicht beteilige, kein Interesse daran habe. Möglicherweise, so schreibt es Schulamtsleiterin Bettina Betz später, weil er überfordert sei.

„Sie finden, dass er nicht wirklich was lernt“, sagt Vivian Loth nach dem Gespräch in einer Sprachnachricht. Und sie finde das ja auch. „Es funktioniert nicht so, wie wir uns das gedacht haben.“

Bettina Betz vom Staatlichen Schulamt schreibt: „Wir ordnen den Fall so ein, dass der Förderbedarf des Kindes so hoch war, dass er nicht mit den Mitteln und mit den Rahmenbedingungen, die an der Schule zur Verfügung standen, gedeckt werden konnte. Das, was die Regelschule bieten konnte, entsprach nicht dem, was sich die Eltern für ihr Kind erwünschten.“

„Wir wollten einfach, dass er an der Schule mit den anderen Kindern lernt. Das ist ja nichts Utopisches“, sagt Vivian Loth.

Nach nur einem Monat an der Grundschule steht also fest: Jayden soll an eine andere Schule wechseln. Wann, das ist noch unklar. Es solle nicht die nächstbeste Förderschule sein, sagt Vivian Loth. „Vielleicht halten wir noch das Jahr durch und hoffen, dass es besser wird.“

Doch dann kündigt Anfang November auch noch die Schulbegleiterin. Jayden hatte ihr ein Buch an den Kopf geworfen. Monate später sagt die Schulbegleiterin am Telefon, dass sie geweint und gedacht habe: „Das geht zu weit.“ Dass Jayden ihr gegenüber aggressiv wurde, habe ihr gezeigt, wie gestresst er war, vielleicht auch verwirrt. „Er konnte nicht an der Schule ankommen, er hat so viel verpasst, weil er immer nur eineinhalb Stunden bleiben durfte.“ Manchmal habe er morgens geweint, wenn er ins Schulgebäude gehen sollte, sagt sie.

Von da an ist Jayden zu Hause. Eine neue Schulbegleitung findet Vivian Loth nicht, nicht für die nur eineinhalb Stunden am Tag. Sie ruft wieder bei Schulen an, auch bei Förderschulen, „bei allen möglichen, die infrage kamen“, wie sie sagt. Nur Absagen.

„Jayden ist gesund, darf nicht in die Schule gehen, weil er nur 1,5 Stunden kommen darf und sich für diese Zeit aktuell keine neue Schulbegleitung finden lässt. Jayden ist ja auch schulpflichtig“, schreibt Vivian Loth der Schulleiterin Anfang November. Die Schulleiterin antwortet, Ziel sei eine längere Beschulung, dazu sei es aber erforderlich, dass er zunächst den Schulalltag bis 9.30 Uhr schaffe. Sie fügt hinzu, Jayden brauche mehr Struktur und Klarheit in der Kommunikation durch die Schulbegleiterin. Und dass der „aktuelle Lernzuwachs“ für Jayden „gleich null“ sei. So wie sie das schon im Gespräch Mitte Oktober gesagt hätten.

Inklusiver Unterricht als Aufgabe aller Schulen, so wie es im bayerischen Gesetz steht? Kann vielleicht nicht funktionieren, einfach so. In einem System, das nicht darauf eingestellt ist.

Vivian Loth sagt: „Es heißt immer, die Schulen sind alle inklusiv. Aber am Ende kümmert sich keiner.“

Es sei nicht zu unterschätzen, dass es Kinder mit höherem Förderbedarf viel Energie koste, in einem Setting beschult zu werden, das hohe Anpassungsfähigkeit erfordere, sagt Bettina Betz vom Staatlichen Schulamt.

Martina Schmerr von der GEW sagt, viele Lehrkräfte empfänden Inklusion als zusätzliche Belastung im ohnehin schon stressigen Alltag. „Sie erleben Inklusion als etwas Zusätzliches, was obendrauf kommt.“ Trotzdem stellen sich viele Schulen der Herausforderung – allein schon aus berufsethischen Gründen. „Wenn alle warten würden, bis die Bedingungen optimal sind, können sie nämlich sehr lange warten.“

Es gebe durchaus Grundschulen, sagt Martina Schmerr, die es schafften, Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam zu unterrichten. „Die Lehrkräfte planen die Lerninhalte so, dass sie den Kindern gerecht werden. Vieles, was für ein geistig behindertes Kind gut ist, kann für andere Kinder, die langsam lernen, auch gut sein.“ Schmerr sagt, sie finde den Stand der Inklusion in Deutschland „blamabel“.

In Jaydens Klasse, der 1a, gibt es Mitte November eine lange Liste mit Terminen für alle Eltern: Ein Vorlesetag steht an, die Klasse wird wichteln und das Klassenzimmer schmücken, einen Waffelstand der Eltern soll es geben, ein Theaterstück, einen Weihnachtsgottesdienst, ein Adventsfrühstück. Und Jayden? Wird all das verpassen. Er hat noch immer keine Schulbegleitung. Und ohne die kein Schulbesuch. Auch an anderen Schulen gilt diese Regelung.

„Was soll ich denn jetzt machen?“, fragt Vivian Loth.

Am 11. November wird Jayden sieben Jahre alt. Seine Mutter organisiert einen Kindergeburtstag für ihn, mit Freunden aus der Kita, auch Kinder mit Down-Syndrom sind dabei, sie kennen sich über einen Verein. Jayden bekommt ein großes Buch über Dinosaurier geschenkt, ein Foto zeigt, wie ein Junge und er auf dem Boden sitzen und sich darüber beugen. Aus Jaydens Klasse ist niemand dabei.

Ein Nachmittag wenige Tage nach dem Geburtstag, Vivian Loth sitzt auf ihrem Sofa, Jayden und sie sind zu Hause, wie so oft in letzter Zeit. Sie fragt: „Jayden, möchtest du gern wieder in die Schule gehen?“ „Ja“, sagt er und holt seinen Ranzen.

Jayden setzt sich neben seine Mutter aufs Sofa, legt seinen Kopf auf ihr Bein, sie streichelt ihm über die kurzen Haare. Um kurz vor fünf zieht sie ihre Schuhe an, die Oma übernimmt, und sie geht zur Spätschicht in ein Restaurant im Viertel, einer ihrer beiden Nebenjobs. Jayden hängt sich an ihre Beine. „Ich liebe dich. Wenn ich wieder komme, knutsche ich dich ab“, sagt sie, gibt ihm Bussis auf die Stirn.

Und dann geht es auf einmal ganz schnell.

Ende November ein Kennenlerntreffen in der Otto-Steiner-Schule, einem privaten, staatlich anerkannten Förderzentrum für Kinder mit einer geistigen Behinderung im Hasenbergl. Am selben Tag kommt nach so vielen Absagen in den vergangenen Wochen endlich eine Zusage: Jayden kann auf diese Förderschule wechseln.

Wenn der Weg zur Inklusion über das Schließen der Förderschulen funktionieren sollte, dann hat Bayern die Gegenrichtung eingeschlagen: Die Regierung von Oberbayern plant weitere Förderklassen an Münchner Schulen, im September wird im

Norden der Stadt ein neues Förderzentrum für Kinder mit einer geistigen Behinderung seinen Betrieb aufnehmen.

Und auch Jayden wird nach nicht einmal drei Monaten vom Inklusionskind zum Förderschulkind.

Vivian Loth holt Jaydens Sportbeutel, seine Hefte und Malsachen aus der Grundschule ab, die meisten Hefte sind unbenutzt. Die Lehrerin gibt ihr ein Nikolaussäckchen mit, das hatten sie für Jayden gemacht. „Das hat mich gefreut“, sagt Vivian Loth.

Sie schreibt der Schulleiterin der Grundschule: „Wir verabschieden uns von Ihrer Schule mit dem Wunsch, dass unser Erlebnis dazu beiträgt, Inklusion künftig anders umzusetzen.“ Im Jahr 2025 sollte gelebte Inklusion selbstverständlich sein, schreibt sie weiter, nicht eine Ausnahme oder ein Experiment. „Aber da geht es nicht nur um Sie als Schule, sondern um das ganze Schulsystem in Bayern.“ Eine Antwort bekam sie nicht.

Sie schreibt auch in den Eltern-Klassenchat: „Wollte mich verabschieden und Danke sagen, dass ihr alle so offen wart, was Jayden anging.“ Schade, schreiben mehrere, und wünschen einen guten Start an der neuen Schule. Ein Vater schreibt: „Kuscheln ist seine Superkraft.“ Das habe sein Kind mal über Jayden gesagt, weil der jedes Kind in der Früh persönlich begrüßt habe.

Ein paar Monate später sagt der Vater am Telefon: Wer weiß, wie es in der dritten oder vierten Klasse geworden wäre, wenn der Druck steigt wegen des Übertritts aufs Gymnasium und Jayden viel Aufmerksamkeit von seiner Lehrerin gebraucht hätte. Vielleicht wäre die Stimmung zwischen den Eltern dann weniger harmonisch gewesen?

Am 8. Dezember hat Jayden seinen zweiten ersten Schultag.

„Ich will nicht mehr nur das Schlechte hören. Ich will hören, was gut ist“, sagt Vivian Loth. Es ist sieben Uhr morgens, sie sitzt am Steuer ihres Autos und fährt ihren Sohn ins Förderzentrum ganz im Norden der Stadt, eine halbe Stunde sind sie unterwegs. Sie parkt ihr Auto auf dem Parkplatz des Discounters neben der Schule, läuft mit Jayden auf das helle Schulgebäude mit den großen Fenstern zu, sie trägt seinen Ranzen und eine kleine Schultüte.

An der Tür steht Jaydens Lehrerin und erwartet ihn. Abgemacht ist, dass er an diesem Tag eine Stunde in der Klasse bleibt. Vivian Loth sitzt in der Aula, guckt in ihr Handy, wartet. Eine Gruppe Schüler sitzt ein paar Tische weiter und frühstückt, in der Eingangshalle zieht eine Frau einen Jungen auf einem Brett mit Rollen im Kreis. Das Kind quietscht vor Vergnügen. An der Schule werden 380 Kinder unterrichtet, alle haben eine geistige Behinderung, die jüngsten sind sechs Jahre alt, die ältesten neunzehn.

Um neun Uhr kommt die Klassenlehrerin die Treppe hinunter in die Aula – allein. „Jayden will weiter mit dem Zug spielen, er will nicht nach Hause“, sagt sie. Vivian Loth geht mit, ihren Sohn abholen. Das hat sie auch noch nicht erlebt: dass er in der Schule bleiben will.

„Wir bauen das auf“, hatte Schulleiterin Andrea Eichler eine Stunde vorher zu Vivian Loth gesagt. „Wir wollen langsam hineinfinden mit Ihnen und Ihrem Sohn, sodass er jeden Tag das Gefühl hat: Das pack ich.“

Um eine Schulbegleitung musste sich die Mutter dieses Mal nicht kümmern, das hat die Schule erledigt. Dort sind die Schulbegleitungen als Pool organisiert, zwei bis drei Personen arbeiten in einer Klasse, zusätzlich zur Lehrerin und einer Kinderpflegerin. Sie kümmern sich gemeinsam um die Kinder, die Unterstützung brauchen. Das hat den Vorteil, dass kein Kind zu Hause bleiben muss, wenn eine Schulbegleitung mal krank ist.

Nach den Weihnachtsferien bleibt Jayden bis mittags in der Schule, so lange wie die anderen auch. Er läuft jetzt nicht mehr zur Schule, sondern wird von einem Fahrdienst morgens um zehn vor sieben zu Hause abgeholt und mittags nach Hause gebracht.

Ein Montagmorgen im April, kurz vor acht. Vor dem Förderzentrum reihen sich die weißen Kleinbusse der Fahrdienste aneinander, dann fährt Jaydens Bus heran. Mehrere Mitarbeiterinnen stehen bereit, um die Kinder abzuholen, zwei Frauen fassen Jayden an der Hand, er hüpft durch die Eingangshalle, die Treppe hinauf, hängt sich erst ans Treppengeländer, dann an die Türklinke und rennt schließlich los, zu seinem Klassenzimmer.

Neun Kinder sind sie in der Klasse, an diesem Tag fehlen drei. Im Klassenraum sitzen sechs Schüler und sechs Erwachsene – eigentlich wären es fünf, aber an diesem Tag ist noch eine Praktikantin da. Jayden setzt sich an seinen Platz, er holt ein Arbeitsblatt hervor und seine Stifte. „Weißt du, was du da tun sollst?“, fragt ihn eine Frau. „Ja“, sagt Jayden, nimmt einen hellblauen Stift und malt die Linien auf dem Blatt nach.

Ein Junge trägt Kopfhörer und sitzt ein wenig abseits. Ein anderer legt ein Buchstaben-Puzzle, nach ein paar Minuten fängt er an zu schreien. Eine Mitarbeiterin geht mit ihm in den Nebenraum, er darf Lego spielen. Jayden geht zu seiner Lehrerin und zeigt ihr das Arbeitsblatt, Heidi Bilicki lobt ihn. „Das hast du sehr gut gemacht.“ Dafür bekommt er drei Sternchenstempel. Nächste Aufgabe: Bilder von Lebensmitteln auf Bilder von Tellern kleben. Jayden würde lieber Lego spielen. „Erst arbeiten, dann spielen“, sagt Heidi Bilicki.

Später sagt sie: „Die Kinder lernen, ihre eigenen Bedürfnisse zurückzustellen, damit sie in der Gruppe agieren können. Jayden hat gute Fortschritte gemacht. Er weiß, dass wir ihn nicht über seine Grenzen gehen lassen. Oppositionelles Verhalten zeigt er nur, wenn man ihn zu etwas auffordert, dem er sich nicht gewachsen fühlt. Jeder kann was Tolles, es ist wichtig, dass sie das wissen.“

Sätze, die anders klingen als das, was Vivian Loth an der Grundschule hörte. Sie hat das Gefühl, dort hätten alle nur gesehen, was er nicht kann.

Jayden wird gelobt, er darf eine Pause machen, wenn er sie braucht. Trotzdem sagt seine Mutter: „Ich glaube, für Jayden ist es nicht nur einfach an der Schule, an der ausschließlich Kinder mit Beeinträchtigungen sind.“ Jaydens Vater fragt sich, ob sein Sohn wirklich Fortschritte macht an der Schule. Vivian Loth erzählt, seit zwei Wochen schlage Jayden immer wieder mit der flachen Hand an seinen Kopf und sage: dumm. Sie glaubt, er hat sich das von einem Kind aus seiner Klasse abgeguckt. Sie sieht besorgt aus, als sie das erzählt. Und fügt hinzu, dass sie ihrem Sohn jeden Abend vor dem Einschlafen sage: Du bist klug, du bist schlau, du bist mutig und stark. Sie sagt ihm, dass er gut ist, so wie er ist und sich von keinem etwas anderes sagen lassen soll. Und dass er geliebt wird.

Nach der ersten Schulstunde ist Brotzeitpause, eine Schulbegleiterin zieht Jayden auf einem Rollbrett durch die Gänge, über das gelbe Linoleum, er beißt in seine Breze. Ein Junge läuft neben ihm, die beiden mögen sich, halten sich an den Händen. Später zieht er Jayden hin und her, immer schneller. Jayden lacht.

Nach der Pause setzen sich die Kinder im Kreis zusammen, sie zählen, wie viele Aufgaben jedes Kind geschafft hat. „Wir versuchen, gegen das negative Selbstbild zu arbeiten, das viele verinnerlicht haben“, erklärt seine Lehrerin später.

„An sich ist die Förderschule ein positiver Schulraum, der erst einmal super wirkt, weil das Kind dort ankommen kann, nachdem es in der normalen Schule vielleicht Druck erlebt hat“, sagt Bildungsforscher Markus Gebhardt.

Er sieht dennoch Nachteile, denn: „Das Gute bei der Inklusion ist, dass alle Kinder gemeinsam lernen, dass also viele dabei sind, die sich anstrengen. Kinder lernen, dass Leistung belohnt wird. Wenn sie in Sondergruppen sind mit Kindern, die alle Schwierigkeiten haben, haben sie keinen Zugang zur Normalität.“

Das, was an den Förderschulen positiv sei, könne im Übrigen auch an Regelschulen umgesetzt werden, sagt er. „Es braucht einen Systemwechsel. Der ist eine Herausforderung, würde aber auch die allgemeinbildende Schule verbessern.“

Nicht immer gehe der Wunsch, von der Regel- an eine Förderschule zu wechseln, von den Eltern aus, sagt Andrea Eichler, die Schulleiterin der Otto-Steiner-Schule. Es komme vor, dass die Klassenlehrerin der Grundschule den Wechsel empfehle.

„Wir haben eine gewisse Anzahl von Schülern, die sich nicht ins Regelschulsystem integrieren lassen, weil es das, was sie brauchen, dort nicht gibt“, sagt die Schulleiterin. Einen Raum zum Entspannen zum Beispiel – oder die Erlaubnis, in den Gängen laut sein zu dürfen. „Ich bin für Inklusion, aber sie darf kein Sparmodell sein. Ohne mehr Ressourcen für die Umsetzung der Inklusion an den Regelschulen geht es nicht. Dann lieber eine Förderschule, wo wir die Kinder besser fördern können.“

Wenn Jayden mittags aus dem Schulbus steigt, steht seine Mutter auf dem Gehsteig, holt seinen Ranzen aus dem Kofferraum, macht ihm Mittagessen warm. Manchmal hat er Hausaufgaben, soll ein Bild ausmalen, Buchstaben nachfahren, oder,

so wie neulich: Handschuhe miteinander verbinden, die das gleiche Muster haben. Das war schwierig für Jayden. Und für seine Mutter. „Ich hab nicht verstanden, dass er das nicht versteht“, sagt sie.

Sie war ungeduldig, er hat geweint, sie sich entschuldigt. Mit der Oma klappe das besser, sagt sie. Was er schon gelernt hat: die Buchstaben M, L, U und I und die Zahlen von 1 bis 4.

Vielleicht hätte Jayden an der Grundschule genauso viel lernen können, wenn er mehr Zeit bekommen hätte. Vielleicht ist das gemeinsame Lernen in seinem Fall gescheitert, weil die Grundschule keine Erfahrung hatte mit Kindern wie ihm, vielleicht, weil die Schulbegleiterin und die Lehrerin kein Team wurden? Vielleicht war die Schule nicht offen genug, weil die Rektorin sich womöglich doch Sorgen machte um das, was die anderen Eltern denken könnten, die ihre Kinder aufs Gymnasium schicken wollten. Vielleicht hat Jayden einfach Pech gehabt, dass er nicht am richtigen Ort wohnt.

In einem schicken Innenstadtviertel zwar, in einer der wohlhabendsten Städte des Landes in einem Vorzeige-Bundesland – und trotzdem zufällig nicht in der Nähe einer Schule, in der Kinder wie er schon mal in der Bank saßen.

An der neuen Schule hat er einen Freund gefunden. Er hat bei der Schul-Olympiade mitgemacht, ist geklettert und balanciert und hat einen Basketball gedribbelt. Mit seiner Klasse wird er vor den Sommerferien wohl noch einen Ausflug zur Eisdiele machen.

Dann ist es vorbei, Jaydens erstes Schuljahr. Es endet anders als geplant. Anders, als erhofft.